

Donnerstag, 27. Oktober 2011
Nr. 251

KN

Man muss sie auch ankommen lassen

Volkskundler für mehr Gelassenheit in der Integrationsdebatte

Kiel. Genau am 30. Oktober 1961 besiegelten Deutschland und die Türkei ein Abkommen zur Anwerbung von Gastarbeitern. Bei einem Festabend im Plenarsaal des Landtags blickten Wissenschaftler und Einwanderer zurück auf die vergangenen 50 Jahre.

Von Martin Geist

„Die innere Seite der Migration – Biografien türkischer Einwanderer nach Schleswig-Holstein“ heißt ein Projekt der Forschungsstelle Lebensgeschichtliches Archiv an der Uni Kiel. Zahlreiche Frauen und Männer wurden interviewt, die einst als Gastarbeiter in den Norden kamen und offenbar sehr ähnliche Erfahrungen teilen. So war die erste türkische Generation laut Prof. Hermann Heidrich bezogen auf ihre Kinder aufstiegsorientiert wie nach dem Krieg die klassische deutsche Arbeiterschaft. Religion spielte nach den Berichten der Befragten so gut wie keine Rolle, wohl aber das Gefühl, von den Einheimischen nicht anerkannt und respektiert zu werden. Das reichte von abschätzigen Blicken oder ungefragtem Duzen bis zu massiven Benachteiligungen bei der Wohnungssuche. Besonders gravierend geschah die Ausgrenzung nach Darstellung von Heidrich an den Schulen, wo türkische Kinder fast durchweg Hauptschulempfehlungen bekamen. „Eine unglaubliche Verschwendung intellektueller Ressourcen“, bewertete der Volkskundler das Problem, das heutzutage –

wenn auch weniger stark ausgeprägt – immer noch eines ist.

Wenig abgewinnen kann Heidrich den immer wieder aufkommenden Debatten um Integrationsverweigerer. Völlig ausgeblendet werde dabei, dass es mittlerweile allein in Schleswig-Holstein 2000 türkische Unternehmen und eine breite, gut ausgebildete Mittelschicht gibt. Viele studierte Frauen stünden zudem bereit, ihr Wissen an die Gesellschaft weiterzugeben, aufgrund ihrer türkischen Herkunft falle ihnen der Berufszugang aber nach wie vor schwer.

„Die Leute werden immer wieder zu Türken gemacht“, kritisierte Heidrich und plädierte für mehr Fairness. Tatsächlich bilde das Segment der türkischen Migranten eine „differenzierte Einwanderungsgesellschaft mit vielen Identitäten.“ Ihre Forderung nach mehr Gelassenheit in der Integrationsdiskussion begründen die Kieler Forscher unter anderem mit einem Blick in die Vergangenheit. Sie sahen sich die Geschichte deutscher Einwanderer nach Amerika und Osteuropa an und stellten fest, dass diese dort genau die Einstellung an den Tag legten, die sie heute (oft zu unrecht) ihren türkischstämmigen Mit-

bürgern vorwarfen: „Man wollte in der Fremde deutsch bleiben.“

Zu Wort kamen an diesem von Türkischer Gemeinde, Awo-Landesverband, Landtag und Integrationsministerium organisierten Abend auch Zuwanderer der frühen Jahre. Etwa Gülistan Yavuzoglu, die 1968 ebenso wie 35 weitere Frauen mit dem Zug aus Istanbul kam und fortan bis zum Hals in Arbeit steckte. Sonderschichten in der Fabrik waren normal, dazu der Haushalt und die Kinder, richtig Deutsch zu lernen, dazu fehlte einfach die Zeit. „Ich habe meine Mutter immer nur arbeiten gesehen“, bestätigte ihre Tochter, die zu Hause wieder und wieder zu hören bekam, sie solle ordentlich lernen, um es einmal besser zu haben. Das tat sie dann und brachte es zur kaufmännischen Angestellten.

Lebhaft schilderte Orhan Aldemir, der 1972 zu HDW kam, wie die Türken damals lebten, arbeiteten und dachten. Kajüten, Baracken und abbruchreife Häuser waren den Fremden zunächst vorbehalten, mühsam qualifizierten sich viele von ihnen hoch, engagierten sich so wie Aldemir in der Gewerkschaftsarbeit. Der Mann, der als einfacher Arbeiter begann, ging vor zwei Jahren als Techniker in Alterszeit, ist seit wenigen Wochen Großvater und hier so angekommen, wie man nur angekommen sein kann.